

Buntes aus aller Welt

Die Vereinigung der Kammerjäger von Großbritannien hat einen ihrer Mitglieder, Archibald Brown aus Manchester, den Titel eines Generals verliehen. Das ist die höchste Auszeichnung, die die Vereinigung ihren Mitgliedern wegen besonderer beruflicher Erfolge gewähren kann. Allerdings hat Archibald Brown auch diese Ehrung verdient, denn er verfügt über eine Anzahl Geheimmittel, die jedes Ungeheuer wirklich restlos vernichten. Der Titel eines Kammerjägergenerals ist 1911 zum letztenmal verliehen worden.

In einer englischen Strafanstalt wurde kürzlich ein Ausbruchversuch von drei Zuchthausinsassen vereitelt, die sich mit der Außenwelt in Verbindung gesetzt und mehrere Verbredler zu ihrer Vortreibung mobil gemacht hatten. Es konnte festgestellt werden, daß einer der Ausbrecher, ein Ingenieur, der noch eine zwölfjährige Freiheitsstrafe abzuhängen hatte, sich mit primitivsten Mitteln in seiner Zelle einen Kurzwellensender gebaut hatte, mit dem er die Londoner Kompanien erreichen konnte. Der Ingenieur gestand, daß er zu der Arbeit fast ein Jahr gebraucht hatte.

In Tokio lebt ein Mädchen, das immer tanzen muß, tanzen, tanzen. Das vom Tanzdämon ergriffene junge Menschenwesen ist 19 Jahre alt und heißt Miya Schindo. Kürzlich lernte das Mädchen den berühmten japanischen Kirichenblüten-Tanz, den Sakura Onda, und wurde von dem Reiz dieser Bewegungen so gepackt, daß sie sich von da an stets tänzelnd fortbewegte. Alle Versuche ihrer Eltern, ihr das ewige Tanzen auszutreiben, blieben vergeblich. Sie haben nun der Polizei gemeldet, daß ihre Tochter verschwunden ist. Sie tanze aus dem Hause heraus, nahm aber vorsorglich alle ihre Habe mit. Der Vater erzählte weinend, daß man sie mit Gewalt habe festhalten müssen, wenn man sie vom Tanzen abbringen wollte. Somit konnte nur völlige Erschöpfung sie zur Ruhe bringen, und sie begann sofort wieder zu tanzen, wenn sie sich erholt hatte.

Der berühmte Erfinder Edison soll bei der Werbung um seine Frau eine recht eigenartige und knappe Form gewählt haben. Eines Tages ging er in eines seiner Arbeitszimmer und stellte sich hinter den Stuhl einer hübschen Telegrafistin, die ganz in ihre Arbeit vertieft war. Das Mädchen blickte sich schon um und sagte: „Ich weiß, daß Sie es waren Mr. Edison. Ich weiß immer, wenn Sie in der Nähe sind.“ Darauf antwortete er ohne weitere Einleitung zu ihrer Uebertraffung: „Ich habe in der letzten Zeit sehr viel über Sie nachgedacht... Ich würde Sie gerne heiraten, wenn Sie mich haben wollen.“ Einen Monat später waren die beiden verheiratet.

Geinrich Laube, der Burgtheaterdirektor und Verfasser der „Carlschüler“, befand sich mit dem Inspektanten, Herrn Koller, bei der Probe zu einem neuen Stück.

Koller, rief Laube, „wie ist das Stückwort?“
„Das kümmert Sie nichts!“
Laube fragte und wiederholte die Frage.

Darauf Koller mit härterer Stimme: „Das kümmert Sie nichts!“

Da wurde Laube zornig und schrie den Inspektanten an: „Derr, sind Sie verrückt, daß Sie sich unterleben, in einem solchen Ton mit mir zu sprechen? Vergessen Sie nicht, daß ich Ihr Direktor bin!“

Aber Koller ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Lächelnd hielt er Laube das Textbuch hin: „Ich bitte, Herr Direktor, da steht das Stückwort, es heißt: „Das kümmert Sie nichts!“

Gespräch in einem Wartesaal

„In einer Stunde und zwanzig Minuten geht der nächste Zug“, sagt der Bahnbeamte auf einer kleinen Station zu einem Manne, der sich daransah in philosophischer Ruhe im Wartesaal niederzuliegen. „Dann will ich noch eine Pfeife rauchen“, murmelte er. Eine Bier-

stunde wohl hat er ruhig gefessen, als eine kleine bewegliche Frau eintritt und sich auf die Bank neben ihn setzte. Ihre spitze Nase zieht mit Unwillen die Rauchwolken ein. „Mein Herr“, sagt sie vorwurfsvoll, „wenn Sie ein feiner Mann wären, der wüßte, wie man sich in Gegenwart einer Dame benimmt, so würden Sie hier nicht rauchen.“ — „Wenn Sie eine Dame wären, würden Sie sich weiter weg setzen“, antwortet der Angeredete brummig. Eine unheimliche Stille liegt dann in der von Rauchwolken erfüllten Luft, bis die Frau nicht mehr an sich halten kann und ihn mit solcher Stimme anspricht: „Wenn Sie mein Mann wären, würde ich Ihnen Gift geben!“ Ruhig und verständnisvoll sieht er sie an, tut einen tiefen Zug aus seiner Pfeife und sagt dann langsam und mit Nachdruck: „Wenn Sie meine Frau wären, würde ich es nehmen.“

Kepler als Eichmeister

Von Dr. P. Rohnagel, Bildbad

Das ehrfame Küfergewerbe nähet auch heute noch seinen Mann, zumal, wenn ein guter Weinherbst in Aussicht steht. Dieweil wir uns mit dieser Hoffnung wieder dem Geirigen nähern, wollen wir auch der alten Meister gedenken. Was aber ein Sterngucker mit einem Maß zu tun haben soll? Diogenes in seinem Hausfölein wollte ja nur die Sonne sehen. Es müßte eben, so denken wir vielleicht, wie bei jenem Astronomen zugeben, der nachts mit bedenklcher Aehensdwanung zu seiner Frau heimkehrte, mit der Entschuldigunq, er habe mit eglischen Kollegen noch eine wichtige astronomische Beobachtung zu machen gehabt. „Und dabei hast du natürlich wieder zu tief ins Glas geguckt.“ Ob sie dabei das Glas seines Fernrohres meinte?

Und doch geraten wir im folgenden gleich an Deutschlands größten Himmelsforscher Johannes Kepler. Der hat die Weltallgesetze entdeckt, und das Himmelsfernrohr erfunden. Er hat sich aber auch — vielseitig wie er war — einmal grundlegend mit der Faßkunst abgegeben. Der gute Weinherbst des Jahres 1613 war die Ursache dazu. Kepler führte nämlich in jenem Herbst seine zweite Gattin, Frau Susanna Keplerin, nach Lins, seiner neuen Wirkungsstätte in Oberösterreich heim. Als rechter Hausvater wollte er natürlich auch von dem edlen Trank dieses Jahres etliche Fäßlein eintun. Recht launig wie es seine Art war, erzählt er die Umstände:

„Als ich im November des letzten Jahres (1613) meine Wiederverählung feierte, zu einer Zeit, da an den Donauufern bei Lins die aus Niederösterreich herbeigeführten Weinfässer nach reichlicher Fülle aufgepaßt zu annehmbarerem Preise zu laufen waren, da war es die Pflicht des neuen Gatten und sorglichen Familienvaters, für sein Haus den nötigen Trank zu besorgen. Als einige Fässer eingekellert waren, kam am vierten Tage der Verkäufer mit der Meßrute, mit der er alle Fässer, ohne Rücksicht auf ihre Form, ohne jede weitere Ueberlegung oder Rechnung ihrem Inhalt nach bestimmte. Die Wiser-

rute wurde mit ihrer metallenen Spitze durch das Spundloch quer bis zu den Rändern der beiden Böden eingeführt, und als die beiden Böden gleich gefunden worden waren, ergab die Marke am Spundloch die Zahl der Eimer im Faße. Ich wunderte mich, daß die Querslinie durch die Faßhälfte ein Maß für den Inhalt geben könne, und bezweifelte die Richtigkeit der Methode, denn ein sehr niedriges Faß mit etwas breiterem Boden und daher sehr viel kleinerem Inhalt könnte dieselbe Wiserlinie besitzen. Es schien mir als Keu-vernünftigen nicht ungewöhnlich, ein neues Prinzip mathematischer Arbeiten, nämlich die Genauigkeit dieser bequemen und allgemein wichtigen Bestimmung nach geometrischen Grundfätzen zu erwägen und die schon etwa vorhandenen Gesetze ans Licht zu bringen.“

Und Kepler mit seinem wunderbaren Raumgefühl, das ihn zum ersten Welt-raumforscher seiner Zeit werden ließ, benötigte nur eine Spanne von drei Tagen, um die richtige und praktisch brauchbare Lösung zu finden. So arbeitete er eine neue kleine „Raumlehre der Fässer“ aus. Das Büchlein zeigt nicht nur die ersten Anfänge einer deutschen mathematischen Fachsprache, sowie erste Grundlage der Rechnung mit dem Unendlichen, sondern auch eine Fülle köstlicher, humorvoller, echt keplerischer Bemerkungen. Sucht er sich doch — wie wenige Gelehrte seiner Zeit — dem Wesen des gemeinen Mannes anzupassen, nach seinen eigenen Worten: „Wie der Gask, also der Wecker und der Trank. Ein schlechter Kellner, der sich nicht weiß nach eines jeden Gasts Humor zu akkomodieren.“ Von seinem Büchlein sagt er selbst: „Gelehrte und Idioten werden mit meinem woblgemeinten Fleiß zufrieden sein, und dessen genießen beim österröichischen kühlen Wein.“

Er gibt auch eine Methode an, das Verhältnis des geleerten Teils eines Fasses zum Rest zu bestimmen, wenn das Faß liegt und die Durchmesser des Rausches und der Böden lotrecht stehen. Ein rechter Hausvater müßte doch auch wissen, wie oft er noch ein Schöpf-

lein holen könne. Ein andermal wirft Kepler die Frage auf, was beim Schüttern eines Schiffes die Fässer halte, daß sie nicht sinken. Er sagt: „So eins leer liegt, hebt es um so viel (aus dem Wasser) empor. Das nehmen die Schiffsleute wohl in acht und bauen der Gefahr zeitig vor: besser ausgeirunken, denn versunken.“ Wir schließen mit dem Schlusswort Keplers: „Hiermit wäre für diesmal genugsam gehandelt von dem Wiserfaß. Wollen ihn auf eine Seite legen und dafür den Geber brauchen, denn ich bin mit Endung dieses Teils durstig geworden.“

Odal — Adel

Bei unseren germanischen Vorfahren stand nicht das „Ich“ im Mittelpunkt ihres Denkens, sondern die Sippe, deren Grundlage der Hof war. Der Hof mit Grund und Boden nicht als materielle Nahrung, sondern als der Träger des Lebens und Träger des Butes. Auf ihm erbalt sich Art und Klasse, so daß die Begriffe Boden und Blut zur Einheit verwachsen, zum „Eigentum“ der Sippe. Das Eigentum ist ein Geschenk des Alls, das unter dem Sinnbild der Sonne als dem Ueberbringer und der Erhalterin des Lebens aufgefaßt wurde. Da das germanische Wort für das All das „Od“ ist, bildete sich für die ehrfurchtsvoll empfundene Einheit von Blut und Boden das Wort „Odal“.

Auf dieser Zusammengehörigkeit stand das Recht des Erbes und man erkannte, daß die Teilung des Bodens gleichermachen zur Teilung des Eigentums und damit zur Verwässerung und zuletzt Vernichtung des Blutes, der Klasse führen müßte. Der Auerbe übernahm von seinem Vorfahren die heilige Pflicht zur Erhaltung des Erbes und des Blutes. Das Auerbenrecht bricht in Norwegen heute noch „Odalrecht“ und in Schweden ist der Odal-bonde der Auerdenbauer.

Wer von einem Erbhof Kamme hatte reines Blut, war also „odalig“. Dieses Odal ist die Stammform unseres Wortes Adel. Tatsächlich stammt auch der Adel von diesen Erbhöfen ab. Erst mit dem Hohenstaufen kam die Sippe auf, den Begriff odlig nicht mit Blut und Boden zu verknüpfen, sondern mit den Personen. Wenn im Mittelalter die freien Bauern noch sagen können: „Wir Bauern sind des Fürsten Genossen“, so ist dies kein Größenwahn, sondern tatsächlich so. Erst unter Adolf Hitler konnten diese Gedanken wieder Eingang finden; wir werden erst wahrhaft frei werden, wenn wir wieder zu Blut und Boden zurückfinden.

Humor

Der fünfjährige Fritz macht mit seinen Eltern eine Reise nach der Obsee. In einem Badeort begegnen sie einer jaundünnen Engländerin, die in ihrem Reiseren jedes weibliche Merkmal vermissen läßt.

„Mama“, sagt der kleine Junge und deutet auf die Fremde, „sag: ist das 'ne Plati-deutsche?“

Diltha will Sinnun.

Roman von Klara Saibhausen.

Urheberrechtsschutz durch Verlagsanstalt Wanz, Regensburg. 85. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Es ist ein trauriges Ende unserer schönen Bergfahrt, Lieblich, — aber wir kommen wieder, wenn erst alles gut vorüber ist.“ Besorgt sah er in ihr bleiches Gesicht: „Nicht so sehr erregten, Lotle.“ hat er. „Es wird wieder gut werden. Wir werden Erika sicher behalten dürfen.“

Drei Stunden später, als er am Krankenbett des Kindes stand, das in wilden Fieberhauern mit seinen kleinen Händen die Bettdecke zerpflichtete, fand er diese tröstliche Zuversicht nicht mehr. Sie waren mit dem Auto direkt hierhergefahren — wie er zur frohen Bergfahrt ausgezogen war, in der kurzen Lederhose, mit bloßen Anien und den schweren Stiefeln an den Füßen stand er nun hier im Krankenzimmer, durch dessen lähmende Stille schon der Flügelschlag des Todesengels rauschte.

Von draußen herein klang gedämpft Dithas Stimme, tröstend, beruhigend um die Freundin bemüht, die sich bei ihrer Ankunft in hoffnungslosem Schluchzen an ihre Brust geworfen hatte. „Erika hübs! Hüß mir, rette mein Kind!“ Trostend diese leidenschaftliche Bitte sah direkt an sie richtete, hatte Ditha Franz den Vortritt und die erste Untersuchung überlassen wollen und war deshalb noch bei Ise zurückgeblieben.

In grenzenlosem Schmerz zusammengebrochen, das Gesicht in beide Hände vergraben, sah Direktor Lindner am Fußende des Bettes, während der gleichfalls anwesende Stellvertretende Arzt, der seit Stunden nicht mehr von der Seite der Kleinen gewichen war, Franz schweigend bei der kurzen Untersuchung assistierte. Jetzt trafen sich die Augen der beiden Aerzte in bitterem Verstehen: Ihre Diagnose war die gleiche: Sepsis — und keine Rettung mehr.

Schmerzgeschüttelt wandte Franz sich ab — da fiel sein Blick auf Ditha, die eben leise an die gegenüberliegende

Seite des Bettes trat und nun ihrerseits mit sicherer Selbstverständlichkeit, ohne auf sein Bestreben zu achten, das kranke Kind zu untersuchen begann. Unwillig ging Franz' Blick über sie hin. Was sollte das? Wozu dieses Wichtig-tuen, diese zwecklose Quälerei des todkranken Liebling's?

Run hob Diltha rasch den Kopf und sah Franz an mit Augen, in denen ein fähsterner Wille blühte: „Eine Transfusion! Rasch! Wäßt Du so gut sein und mit dem Auto das Röttige holen? Ich werde Ise verständigen, die sofort bereit sein wird.“

In scheuem Hoffen hob Direktor Lindner das vergräunte Gesicht, verwundert blickte der fremde Arzt auf das schöne Mädchen im einfachen Dirndlkleid, das so klar und selbstverständlich seine Dispositionen traf. Nur Franz hatte nicht Zeit zu langem Staunen. Die aufs höchste gesteigerte Gefahr nahm gebietend seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Wilschnell überschlug er die Möglichkeit, die Dithas Anordnung bot. Wohl — hier war ein Weg — der letzte, allerletzte — dennoch zögerte er.

Hier war ein Gebiet, dessen er nicht völlig sicher war und — das war's vor allem — es ging um das einzige, heißgeliebte Kind der Freunde, das er selbst wie ein eigenes liebte. Wo unser Herz zu stark beteiligt ist, wirkt es lähmend auf die kühle Ueberlegung und die Stoßkraft der Nerven.

Er schüttelte den Kopf. „Nein — nein! Ich werde sofort nach München telefonieren, in einer Stunde kann ein Kinderpezialist hier sein. Ohne das wage ich...“

Ditha hob ablehnend die Hand. „Wir brauchen niemand mehr. Ich übernehme die volle Verantwortung.“

„Du?“ In maßlosem Staunen suchte Franz Hormann über das Bett hinweg das blasse Gesicht, in dem die Lippen, in eisernem Entschluß zusammengepreßt, nur mehr wie ein ganz feiner Strich erschienen. Da trafen Dithas Augen in die seinen, blitend, zwingend zugleich, fest und klar klangen ihre Worte an sein Ohr: „Ich bin Ditha!“

Jäh erblässhend trat Franz Hormann einen Schritt zurück, aber Dithas Blick hielt ihn fest, indes ihre Hand sich auf die glühend heiße Stirn des kleinen Mädchens legte.

Und Franz verstand diese Gebärde, die ihm sagte: „Denke nicht an uns jetzt, denk nur an sel Mit eiserner Willenskraft riß er sich zusammen, sagte: „In wenigen Minuten bin ich wieder da!“ und verließ hastig das Zimmer.

Auch Ditha gönnte sich keine Zeit darüber nachzudenken, was ihr Geständnis für sie und ihre Liebe bedeuten würde. Rasch wandte sie sich zu den beiden Herren.

Direktor Lindner hatte in knappen Worten dem fremden Arzt, der sich taktvoll zurückhielt, die nötige Erklärung gegeben, nun streckte er Ditha in überströmendem Gefühl beide Hände hin. „Ditha!“ Beruhigend, mit festem Druck legte sie die ihren hinein. „Hoffen wir, Heilig! Gott wird gütig sein. — Und nun helfen Sie mir, bitte, Ise vorzubereiten. Wir wollen keine Minute verlieren.“

Langsam schleichen die Stunden der Angst und der Qual, aber — sie wandern auch. Vorbei — vorüber — hinab in den ulerlosen Ozean der Zeit. Die Sonne war noch nicht im Zenit gestanden, als Frau Iises Mutterblut nocheinmal, wie einst dem Ungeborenen Lebenskraft spendend, in den Körper ihres Kindes floß. Run neigte sie sich langsam nach Westen zu. Fünf silberhelle Schläge klangen vom Werk herüber in das stille Gemach, in dem Ditha Stunde um Stunde fast unbeweglich am Bettchen Kleins-Erikas saß.

Ihre kühle ruhige Hand hielt die fieberheissen, zuckenden Finger des Kindes und ihre Seele preßte immer von neuem alle Willenskraft in den einen suggestiven Befehl, daß er in den Körper des Kindes hinübergleitete und Gewalt über ihn bekomme: Du mußt leben, Du wäißt leben! Hörst Du, Erika — leben!

Wohl lag ihrem tiefen Glauben nichts ferner als der Gedanke, sich dem höchsten Schöpferrecht der Entscheidung über Leben und Tod entgegenstemmen zu wollen. Sie kannte als Ärztin ja am besten die engen Grenzen menschlichen Willens und Könnens und hatte längst gelernt, sich in Demut dem unergründlichen Ratsschluß des Allemigen zu beugen.

Kortikanna solal.

Die Feuerprobe der württ. Regimenter

Mit den Ulmer Grenadiere in den ersten Schlachten

9. Fortsetzung und Schluss

Ein größerer Vorstoß

So kam man Stunde um Stunde dem Gegner näher. Wo ein ernsthaftes Hindernis den Fortgang der Arbeit hemmte, wurde es mit härteren Mitteln zu beseitigen gesucht. So liefen 6. und 7. Kompanie am 19. Oktober mittags eine unangenehme Planstellungsanlage des Gegners vor Sappe 6 und 7 dadurch außer Wirkung, daß sie, während Pioniere mit Handgranaten und Brandköhren dagegen vorgingen, in fühnem Vorstoß 100 Meter Gelände gewannen; selbst Erzeleung von Kubra, der kommandierende General des XVI. Korps, dem die Division unterstand, hatte sich zu diesem Unternehmen beim Regimentsgeschäftsstand eingeladen. In der neuen Linie grub man sich ein, nahm die Anschlußstelle links und rechts auf die gleiche Höhe und Stellung IV entstand, die schon jenseits des tiefsten Punktes der Erde am ansteigenden Gang lag. 9 Tote und 10 Verwundete waren der Verlust des Tages. Ein größerer Unternehmen fand am 20. Oktober statt. Die 6. Jäger, die links an das in Stellung befindliche I. Bataillon angeschlossen, gingen mit Hurra vor und rissen die Nachbarkompanie, unsere 4., mit, die ein sehr gutes Stück vorwärts kam und sich in einem gegnerischen Graben festsetzte, welcher der Anfang der Stellung V wurde. Rechts hin sollte dieser Vorteil ausgenutzt werden und das III. Bataillon auf gleicher Höhe nachfolgen. 9. Kompanie erreichte auch einen feindlichen Schützengraben, in dem tote und verwundete Franzosen lagen; aber ein starkes MG-Feuer aus der rechten Flanke trieb sie zurück und 20 Vermisste kehrten nicht mehr wieder. Einige von ihnen, darunter Leutnant d. R. Oberhardt wurden nach Tagen tot vor der feindlichen Stellung aufgefunden. Außerdem blühten die stützenden Kompanien 20 Tote und 33 Verwundete ein, was nur erneut dazu beitragen mußte, von überhäuftesten Unternehmen Abstand zu nehmen. Nicht zu unterschätzen war auch das stärker werdende Artilleriefeuer, welches am 13. Oktober überraschend ein ziemlicher Kraft einsetzte und in Zeiten eingebüßeter oder wirklicher Gefahr vom Gegner immer wieder ausgelöst wurde.

Sättenlagerleben

Die harte Arbeit im Graben verlangte sehr bald rechtzeitige Abhilfe und systematische Verteilung der Truppe und es entwickelte sich das Schützengrabenleben, dessen Annehmlichkeiten und Schattenseiten dem Soldaten der Westfront zum täglichen Brot ihres Daseins wurden. Das angenehme, verhältnismäßige Sicherheit, geregelte Arbeitstätigkeit, gesicherte Verpflegung, sich beständige Unterkunft, sprang zu nicht mehr in die Augen, als die Reife des Stellungskrieges, die sich bei langer Dauer in einer wachsenden Einsamkeit und daneben hergehender Interesselosigkeit der Truppe zeigte. Jetzt war er noch neu und wirkte anregend; aber doch schon nach 2 Wochen, als zum erstenmal ein Bataillon ins Ruhequartier abrückte, herrschte eine tiefen Trauer, sobald man aus dem Wald heraustrat und wieder Felder, Wiesen, Dörfer und den weiten Horizont überblicken konnte. Begreiflich, denn außer dem militärischen Leben war jedes andere im Walde wie ausgestorben und nichts füllte die Gedanken aus, als Aufschwung, Feind und Graben. In der ersten Zeit mußten die in Ruhe liegenden Truppen noch am Ausbau ihrer Stellungen arbeiten und der Anlage von Knäppelwegen arbeiten; bald aber wurden sie ganz aus dem Wald gezogen und konnten sich ausschließlich innerem Dienst, der Waffen-, Anzug- und Körperpflege widmen. Die Zeit der Ruhe war verschieden: auf 3, dann 2 und schließlich auf 14 Tage kam jeweils ein Bataillon aus dem Wald heraus. Bis 22. Oktober lag dieses in Binarville. Dann veranlaßte starke Artilleriebeschüsse, welche dem Regiment Verluste beibrachte, keine Verlegung in den Taleinschnitt des Vievre-Baches, wo sich 1 1/2 Kilometer von Binarville entfernt eine Stelle fand, welche gegen Artilleriefeuer und Hiebsgeschütze geschützt war. Dort entwickelte sich im Laufe der Wochen jenes abgeschlossene Lagerleben, wo jeder nur dem Frieden gab, dem Freunde lebte, und das die Grundlage für treueste Kameradschaft wurde, welche selbst bis in die allerletzten und schwersten Monate des Weltkriegs hinein anhielt.

Villa Volkstreff

Das II. Bataillon, das mit dem Bau des Lagers begann, war schon seit Wochen am Feind gefesselt. Seine 6. und 8. Kompanie war zudem eine Zeitlang beim Infanterieregiment 120 eingesetzt gewesen und hatte

dort einen verlustreichen Sturm auf den Waldbrand am 29. September mitgemacht. Jetzt hatte jeder nur den einen Wunsch, so rasch als möglich unter Dach und Fach zu kommen. Mit einem Bauplan gab man sich daher nicht lange ab und gruppenweise erstellte man sich seine Hütten, wo es der Zuführer gerade für angemessen hielt. Die Bauart selbst war primitiv und der Unterbau der Hütten bestand meist aus wahllos aufgehämmten Holzstämmen, auf denen sich die aus Zweigen und Schilfweert geflochtenen Wände erhoben. Darüber wölbte sich ein Balkendach, dessen Ritzen mit Wellblech und Erde verdeckt wurden. Je nach Dienstgrad, Verstandnis und Baufähigkeit wurden den Hütten eine festere Gestalt gegeben; im großen und ganzen blieb es aber bei diesem Normaltyp und erst in späteren Zeiten des Argonnenkrieges wurde mit einem gewissen Luxus gebaut. Das Gleiche gilt auch für die Inneneinrichtung, für die benachbarte Ortschaften Stühle, Tische, Bänke, Matratzen, Spiegel, Tapeten, Fenster und Kochherde lieferten. Dennoch solche Requisitionen verboten waren, so war doch jeder stolz auf jedes neue Stück, das er „erworben“ hatte. Die Belegung der Hütten war eng und weder für sich, noch seine Sachen hatte man einen eigenen Platz. Trotzdem hingen die Leute an ihren Behausungen, die je nach Geschmack der Bewohner ihren eigenen Namen trugen. Hotel Germania, Deutschehütte, Auerhühnerhütte, Hundskommode, Villa Volkstreff, Bahnhalla, König-Karl-Hütte mögen andeuten, daß an Notizen für die Namensgebung kein Mangel war. Auch die Plätze und Straßen — ins Tal hinunter führte ein bequemer Stufenweg — trugen Bezeichnungen, wie Hindenburgstraße, König-Wilhelm-Platz, Bismarckweg. Am fröhlichsten Baubauer herrschte stets ein reges Leben, wo Körper und Seele von dem zu einer Kruste gewordenen Argonnenweid besetzt wurden. Nach geaner Arbeit sah man bei warmer Herbstsonne vor seiner Hütte und rauchte den damals noch buchtaubstreifen Tabak, wozu die Regimentsmusik täglich ein Ständchen gab. Als dann die Nebel ins Tal kamen und der Herbststurm durch die Schlucht heraufbrauste, kroch alles schleunigst in sein Bunker, wo, trotz manchen Dauerregens, der von Dach und Wänden träufelte, Hand- und Mundharmonika, Vidergefang und Schnadahüpfel, Soldatenscherze und Kartenspiel die Zeit behaglich vertreiben. Es blühte das Kunsthandwerk, aus Argonnenlehm wurden Topferien geformt und die ersten Schützengraben aus Argonnenholz fanden von dort aus den Weg in die Heimat. Ihr galten die Gedanken mehr als zuvor und gar manchen, der mit Feder und Bleistift auf gespanntem Fuße stand, sah man jetzt in stundenlangem Bemühen, dem Feldpostbrief seine Erlebnisse und seine Stimmungen andeuten. Andererseits vergaß auch die Heimat ihre Feldgrauen nicht und zahllos waren die Liebesgabenpakchen, die den Weg zur Front antraten. kaum waren freudige Stunden zu finden, als wenn in der Gleichförmigkeit der Lage Post und Pakete zur Verteilung kamen, und höchstens ein Tag, an welchem die feindselige einige Sämeine in eine schwäbische Melissuppe verwandelt hatte, kam ihnen gleich.

Man richtet sich häuslich ein

Nach Tagen der Ruhe ging es wieder hinaus in den Wald auf dem zerfahrenen und aufgerissenen Waldweg, der südlich von Binarville in die Argonnen führte und in dem die Leute oft in tiefen einsamen. War man endlich draussen angelangt, wurde Stellung und Lageranordnung übernommen und am Postenstand waren Hüttenmager, Spiele und Musik bald vergessen. Unter diesen war auch in der Stellung der Dienst in geordnete Bahnen gebracht worden. Der Regimentsabschnitt zerfiel in zwei Teile und jeder, ein sogenannter Unterabschnitt, war einem Bataillon zugewiesen. Von diesem waren jeweils zwei Kompanien in vorderster Linie eingesetzt und zwei dahinter als Unterstützung und Reserve. Während die beiden vorderen schlecht und recht im Graben haften und lange Zeit nur aus den Grabenwänden herausgeschlagene Unterschlupfe zum Ausruhen ihrer Leute hatten, bauten sich die Reservekompanien, nachdem die kalten Nächte das Übernachten in den feineren Laubhütten unmöglich machten, feste Unterkände in Höhe der Stellung I und rückwärts davon. Sie waren etwa 1,20 Meter in den Boden gegraben, mit Stämmen und einer Erdschicht bedeckt und hatten als Unterlage Stroh oder die Zeltbahn. Das Leben darin war nicht sehr menschlich, hatte aber doch etwas Gemütliches und es beehrte nicht einer gewissen Poesie, wenn

in den Wald um Lagerfeuer gruppiert die Schwaben ihre sentimentalen Volksweisen aus diesen Erdhöhlen in die Waldnacht hinauslachten. Zum Gelechts-einsatz kamen die Bereitschaftskompanien selten und nur viel Arbeitsdienst beim Bau und Anspaz rückwärtiger Stellungen, sowie Entwässern der Verbindungswege machte ihnen das Leben schwer. In kurzen Wechsel wurde mit der vorderen Linie getauscht, wo des Dienstes gleich gestellte Uhr bald jeder auswendig kannte. Die Leute waren gruppenweise eingeteilt und jeder Gruppenführer hatte 3—4 Posten einzuteilen bzw. zu beaufsichtigen. Morgens wurde der Graben gereinigt, Aborte angelegt und Munitions- und Handgranatendepots eingerichtet; zu bestimmter Zeit des Tages wurde durch Trägertrupps Kaffee und Essen in Kochgeschirren bei den Feldküchen abgeholt, die täglich bis zur Kampfermude, einige 100 Meter nördlich des Regimentsgelechtsstandes, in den Wald vorgefahren kamen.

Beim Regimentskommando

Im allgemeinen waren diese Verhältnisse den Leuten nicht unangenehm; zum mindesten waren sie bequemer, als Vor- und Rückmärsch mit ihren Stivalen und Körperlichen Anstrengungen. Wenn sie auch geeignet waren, den kriegerischen Sinn nachteilig zu beeinflussen, so sorgte doch der Druck „von oben“ dafür, daß der Fortgang der Arbeit ungehemmter vorstieß und mehrmals täglich sah man die Vorgesetzten ihren Abschnitt abgehen, hier anregend, dort auflösend, bald anfeuernd, bald beruhigend. Das Regimentskommando, dessen Unterstand außer Wohn- und Schlafstätten auch die unerläßliche Regimentsküche umfaßte und sogar einen Raum für eine Dynamoma-schine zur Erzeugung elektrischer Lichtes in sich barg, sorgte für Einheitlichkeit im Ausbau der Stellungen, vermittelte Erfahrungen und unterhielt die Fühlung zu den Nachbarn, die zur Rechten von Mitte Oktober ab J. R. 124, zur Linken zuerst das 6. Jägerbataillon, später die preussischen Regimenter 91 und 67 waren. Ein ausgezeichneter Fernsprecheinrichtung ermöglichte einen mündlichen Verkehr nach vorn bis zum Kompanieführer, nach rückwärts zur Brigade, Division und Artillerie; auch zu den unmittelbar angrenzenden Gelechtsständen war Verbindung hergestellt. In dieser Gliederung trat während des über einjährigen Stellungskrieges in den Argonnen kaum eine Änderung ein.

Überrassungsangriffe

Schon wenige Tage hernach wurde Stellung V ausgehoben und von dieser Linie aus war man bis gegen Ende Oktober in zahlreichen Sappen so nahe an den Feind herangekommen, daß eine Periode harter Sappenkämpfe von zweiwöchentlicher Dauer einsetzte, die ausnahmslos den deutschen Infanteristen dem französischen überlegen zeigte. Der Gegner war wohl zäh im Aushalten, aber zu einer aktiven, offensiven Verteidigung fand er vielfach nicht den Mut, wogegen der Deutsche den alten Angriffsschritt sich wahrte. Die eigenen Verluste waren entsprechend, wurden aber durch reichlichen Gebrauch von Stahlblenden und Sandsäcken tüchtig herabgemindert. Im allgemeinen fand sich der Gegner mit dem Verlust seiner Gräben ab und nur, wenn man ihm einen feiner Unterstand, „Mochhäuser“, entziffen hatte, kam es um ihren Besitz zu mehr oder weniger energischen Gegenangriffen. Auffallend war, daß es im allgemeinen die Franzosen mit ihrer Besetzung nicht sonderlich genau nahmen, im Gegensatz zu uns, wo immer mindestens 4 Kompanien in vorderster Linie eingesetzt waren. Die Franzosen dagegen beschränkten sich darauf, einzelne Posten vorzuschieben und die Masse ihrer Infanterie weiter rückwärts in einer zweiten und dritten Stellung zu belassen. Damit hing zusammen, daß der Erfolg bei Überrassungsangriffen oft größer war, als bei planmäßigen Unternehmen, bei denen das vorbereitende Artillerie- und Mienenfeuer den Gegner zum Besetzen seiner Stellungen herauslockte.

Kleinrieg

Eine durchgehende Linie der gegnerischen Anlagen hatte man nirgends festgestellt und es blieb nichts anderes übrig, als den Kampf bruchstückweise aufzunehmen, sobald unsere Sappen ihnen auf Handgranatenweite nahe gerückt waren. In der Regel wurde die Sache so gemacht, daß von einem oder zwei Sappenköpfen aus versucht wurde, in dem feindlichen Graben sich festzusetzen und von dort aus sich ausbreitend nach und nach die gegnerische Stellung in die Hand zu bringen. Man besprach sich eingehend über jedes Unternehmen, steckte sich ein Ziel,

wartete instinktmäßig den günstigsten Augenblick ab, stellte alle Erfahrungen in Rechnung — und trotzdem war jeder Fall wieder anders geartet und jede Lage seine Führer und Mann unerwartet vor Entschlüsse, die in Sekunden über das eigene Leben entschieden. Zwei, drei Mann, ja oft nur einer, hielten den Ausgang einer Gefechtsabhandlung in Händen und der schmale Graben, die völlige Unübersichtlichkeit des Vorgeländes gestatteten dem Führer nicht, irgendwie einzugreifen, wenn der Gegner einmal gefaßt war.

Die Vordersten in der Sappe mußten es machen und die Hintersten konnten sich nur durch Handreichung von Munition, Sandsäcken, Spaten usw. nützlich machen. Für jene brauchte man daher Leute von außergewöhnlicher Energie, Kaltblütigkeit und Entschlußkraft, für diese willige, rasche Arbeiter, die bereit waren, in Lücken, die der Kampf riß, ohne Zaudern einzutreten. Meist waren es Freiwillige, die sich im Laufe der Zeit zu Spezialisten herausgebildet und gerade diesen Kleinrieg als ihr ureigenstes Tätigkeitsfeld auserkoren hatten. Bald wurde nach kurzen Handgranatenüberfall in raschem Sprung in den gegnerischen Graben oder Sappenkopf eingedrungen und von dort aus aufgerollt. Bald wurde mit Artillerie und Mienen ein kurzes Vorbereitungsfeuer abgegeben; heute legte man sich in nächstlicher Stunde vor den gegnerischen Graben und räumte im Morgengrauen unter dessen Besetzung auf, morgen schob man laullos die Freund und Feind trennende Sandsackdämmung hinweg und kroch Mann hinter Mann auf dem Bauche, den Stahlschild vor sich herziehend, in den feindlichen Graben hinein,

Im Grabenlabyrinth

Ein Stück um das andere wurde so aus dem gegnerischen Stellungssystem herausgerissen. Aber es ging doch sehr langsam, weil der Gegner es stets verstand, die ihm geschlagenen Lücken schleunigst zu verstopfen, und weil das Abdämmen nach der Feindsseite, sowie die Verbindungen nach rückwärts immer reichlich Zeit in Anspruch nahmen. Eine Anzahl von Gräben entstand so im Laufe der Zeit und das Zurechtfinden in dem sich immer mehr zu einem Grabenlabyrinth entwickelnden Regimentsabschnitt wurde immer schwieriger. Ohne kundige Führer ging es an manchen Stellen bald nicht mehr und selbst diese hatten es nicht leicht, als von November ab ein Wetterumschlag einsetzte und die Grabenwände zu „wandern“ begannen. Grundlos wurden in dem strömenden Regen die Wege, sichtlich stand das Wasser oder ein jäher Dreier in den Stellungen. Oft nach Stunden schon hatte der Graben ein völlig verändertes Aussehen und ein markantes Gd, eine nie verfehlte Abzweigung, schmolz mitunter den ausgesetzten Orientierungspunkten unter dem Dauerregen zu einer braunen charakterlosen Lehmrinne zusammen. Darin standen die Leute auf troden gelegten Inseln, schöpften mit Kochgeschirren, mühten sich an schlechten Saugpumpen ab, gruben Sickerlöcher, schaukelten Wasserrinnen, legten Prägeldecker — heute, morgen, übermorgen, tagelang, wochenlang. Wie durch Ödengelb gezogen standen sie an ihrer Schießscharte und weder Zeit, noch Raum stand ihnen zur Verfügung, sich von dieser Lehmschicht zu befreien. Im Angriff frohen sie mit dem Interlebe durch den Schlamm der feindlichen Sappe und lagen im schmutzigen Wasser, bis das Grabensstück gesichert oder das Wasser abgeleitet war. Später wurden Wasserbauschlepper herangezogen, die nach einheitlichem Plan eine großzügige Entwässerung in die Hand nahmen. Aber immer wieder machte ein Wellenbruch einen bösen Strich durch alle Rechnungen und erst, als das Thermometer den 0 Punkt überschritt, war der Qual solcher Regenperioden ein Ende gefaßt. Aber frostige Tage hielten im Ganzen eine Seltenheit; der Winter trug einen ausgesprochen milden Charakter, der für die Argonnen gleichbedeutend mit Sturm und Regen war.

Sammlung für die Kriegsgräberführer erlaubt

Der Reichsstatthalter des RSDAP hat im Einvernehmen mit dem Finanzminister eine öffentliche Sammlung für die Zwecks des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge, die am 20. und 21. Oktober 1934 stattfindet, genehmigt. Sie kann an diesen Tagen auf öffentlichen Straßen und von Haus zu Haus durchgeführt werden.

Die Ausnahmebewilligung werde im Hinblick auf den besonderen Wunsch des verstorbenen Herrn Reichspräsidenten, der der Arbeit des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge jede erdenkliche Unterstützung angedeihen ließ, erteilt.

„Im Falle eines Krieges...“

Jetzt ist auch das letzte Glied in der Mobilisierungskette Frankreichs fertig geschmiedet. In vertraulichen Rundschreiben wird allen Automobilen in Frankreich mitgeteilt, wie, wann und wo sie sich im Falle eines Krieges zu stellen hätten mit ihren Fahrzeugen, vom Motorrad bis zum Traktor. Ehe heute eine Fehlzählung gegeben wird, müssen diese Dinge unter schriftlich festgelegt sein.